

Wilhelm
Genazino

Roman
Hanser

Die Ausschweifung





Hanser E-Book

Wilhelm Genazino
Die Ausschweifung

Roman

Carl Hanser Verlag

Der Roman erschien zum ersten Mal 1981.

ISBN 978-3-446-25145-8

© 2004/2015 Carl Hanser Verlag München Wien

Schutzumschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München, Foto:

© Hulton Archive / Getty Images

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:
www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Herr Fuchs schüttelte sich, als er am Friedberger Platz aus der Straßenbahn stieg. Hier beendete er jeden Abend die Heimfahrt vom Büro in die Wohnung. Fünfzehn bis zwanzig Minuten Fußweg mußte er nun noch hinter sich bringen, dann war er zu Hause. Der Fußweg war für ihn der schönere Teil des Heimwegs. Zuerst legte er das kurze Stück der Bornheimer Landstraße zurück und bog dann links in die Berger Straße ein. Am Ende der Berger Straße, in der Heidestraße, bewohnte Herr Fuchs mit seiner Frau Ruth und seiner achtjährigen Tochter Anna eine geräumige Vier-Zimmer-Altbauwohnung. Vor genau sechzehn Jahren war Herr Fuchs mit seiner Frau in diese Wohnung eingezogen. Damals hatten sie geheiratet, und es war für sie von Anfang an klar gewesen, daß sie nur hier, im Stadtteil Bornheim, leben und wohnen wollten. Beide, Eckhard Fuchs und Ruth Landauer, waren in Frankfurts nördlichstem Stadtteil aufgewachsen und groß geworden. Beide waren sie in Bornheim zur Schule gegangen und konfirmiert worden. Das vierstöckige Mietshaus, in dem sie vor sechzehn Jahren ihre Wohnung gefunden hatten, kannten sie vom Ansehen her seit ihrer Kindheit. Ende der fünfziger Jahre, als Eckhard Fuchs ein Halbwüchsiger war und fast jeden Abend mit seinen Freunden an einer Bornheimer Ecke herumstand, war er auf Ruth aufmerksam

geworden. Sie war vier Jahre jünger als er und besuchte damals noch jeden Sonntagmorgen die Christenlehre. 1959 war Ruth siebzehn Jahre alt gewesen und hatte gerade eine ernste religiöse Phase. Eckhard wurde nur deswegen auf sie aufmerksam, weil sie immer nur kurz auf der Straße zu sehen gewesen war. Die Mädchen aus der Umgebung hatten, ähnlich wie die Jungen, kleine Gruppen gebildet, die schlendernd, trödelnd und kichernd ihre Abende verbrachten. Ruth gehörte zu keiner dieser Gruppen, und schon allein deswegen machte sie auf Eckhard einen fortgeschrittenen, ernsten Eindruck. Eckhard war damals einundzwanzig Jahre alt und hatte soeben eine neue Stelle als zweiter Versandleiter in einer Arzneimittelfabrik angenommen. Er war ein stattlicher, gutgebauter Mann, und er konnte es sich leisten, sein Interesse für Ruth zu zeigen. Obwohl der äußere Anschein lange dagegen sprach, wurde aus Ruth und Eckhard rasch ein Paar. Eines Tages hatte er sich aus seiner Jungengruppe gelöst und war dann nur noch in Begleitung von Ruth zu sehen gewesen. Ruth war damals Lehrling in einem Anwaltsbüro gewesen und besuchte die Handelsschule. Es stellte sich heraus, daß ihre religiösen Interessen nur ein Ausdruck ihrer jugendlichen Unbestimmtheit gewesen waren; sie lösten sich in nichts auf, als sie Eckhard kennengelernt hatte. Nach fünf Jahren heirateten sie; er war sechsundzwanzig, sie zweiundzwanzig.

An der Ecke Bornheimer Landstraße/Berger Straße gab es ein großes Fahrrad- und Motorradgeschäft. Es war Ende

Februar, die Abende wurden heller und länger, und der Besitzer des Motorradgeschäfts ging wieder dazu über, ein paar seiner schweren Motorräder vor dem Laden aufzustellen. Die kleine Parade verfehlte ihre Wirkung nicht; viele junge Leute hielten sich in der Nähe der amerikanischen, deutschen und japanischen Maschinen auf, betrachteten sie und befühlten sie sogar. Manchmal stellte sich Herr Fuchs ebenfalls vor diesen Motorrädern auf. Was ihm gefiel, war die ungenierte Bewunderung, mit der diese sechzehn- und siebzehnjährigen Jungen die Räder anstauten. Mit seitlich eingeknicktem Oberkörper, die Arme verschränkt und den Kopf ein wenig hängend standen sie einen knappen halben Meter entfernt vor den Objekten ihrer Sehnsucht; manchmal machten sie ein paar bedächtige Schritte oder beugten den Kopf nieder, weil sie ein technisches Detail aus der Nähe sehen oder, wie Herr Fuchs vermutete, weil sie es einmal riechen wollten. Herr Fuchs war zweiundvierzig Jahre alt; er wußte, daß er sich niemals mehr so eindeutig und ausschließlich nach etwas sehnen konnte wie diese Halbwüchsigen. Aber wenn er sich in der Nähe von Personen aufhielt, denen solche Möglichkeiten noch zustanden, dann fühlte er sich gleichwohl beruhigt und beschwichtigt, weil er dann auch die lächerlichen Seiten einer solchen albernen Hingabe zu sehen in der Lage war. Es war, als könne er dann begreifen, daß seine inneren Verluste vielleicht gar nicht so schlimm und beeinträchtigend waren, wie sie sich meistens anfühlten. Ein rätselhafter, wenngleich leichter Schmerz

hatte sich sowieso in viele Ereignisse seines Lebens eingemischt, besonders in den letzten Wochen, in denen er mit Ruth nicht immer ruhige Auseinandersetzungen geführt hatte. Das Leben wandelte sich. Am Abend zuvor hatten sie beide beschlossen, in diesem Jahr nicht in Urlaub zu fahren, zum erstenmal seit vielen Jahren. Der Entschluß war ihnen schwergefallen, Ruth schwerer noch als ihm; der jährlich wiederkehrende, zuerst in Italien, gelegentlich in Jugoslawien, später in Spanien verbrachte Strandurlaub war ein wichtiger Teil ihrer Paargeschichte geworden. Solange Anna noch nicht geboren war, in den mittleren und späten sechziger Jahren, flogen sie mit Reisegesellschaften für drei Wochen an die italienische Adria, nach Jesolo oder Cattolica. Später, als Anna auf der Welt war, fuhren sie mit dem Auto an die Costa del Sol, suchten sich auf eigene Faust eine billige Pension nicht mehr ganz in der Nähe des Strands, weil ihnen das zunehmende Getümmel an den Ferienstränden langsam zuviel wurde. Ihm selbst, Eckhard, wurde mit den Jahren das Autofahren immer mehr eine Zumutung; es erschöpfte ihn und machte ihn unduldsam und übellaunig. Heute rührte er das Auto überhaupt nicht mehr an. Es war ganz in die Obhut und Verfügung von Ruth übergewechselt. Ruth begriff nicht gut, daß das Ferienmachen umständlicher und schwieriger geworden war, und war ihrerseits ärgerlich. Um allen Problemen aus dem Weg zu gehen, hatten sie zwei- oder dreimal - zu dritt - Flugreisen gebucht. Allerdings war das Fliegen teuer geworden; ein

dreiwöchiger Flugurlaub für drei Personen in der Hochsaison war heutzutage nicht unter 4000 Mark zu haben. Herr Fuchs fand (erst im stillen, dann beklagte er sich), daß dieser Preis nicht mehr im richtigen Verhältnis zu seinem Ertrag stand. Er hatte diese Flugurlaube wie jemand verbracht, der sich nicht eingestehen durfte, daß er bei Vollpension und Sonnenschein immer mehr verarmte. Das Urlaubsgeld, das ihm die Firma zahlte, reichte nicht aus zur Finanzierung der gemeinsamen Ferien. Er mußte sein Konto kräftig überziehen, und für den Rest des Jahres mußte Ruth sparsam wirtschaften, damit der Habenstand langsam schmolz. Auf diese Weise wurde er ein halbes Jahr lang, vom Sommer bis zum Winter, von Monat zu Monat daran erinnert, daß er und seine Familie drei Wochen lang zu teuer gelebt hatten. Diese Erinnerung mußte er mit unguuten Gemütsbewegungen bezahlen, und er fand immer öfter, daß dieser Preis zu hoch war. Sein innerer Frieden war ihm wichtiger als ein Sommerurlaub. Bei Ruth jedoch fand er nicht so ohne weiteres Verständnis. Sie meinte zwar auch, daß Urlaubmachen viel zu teuer geworden war, aber für sie war der Urlaub eine so wichtige Zeit, daß sie dafür fast jeden Preis zu zahlen bereit schien. Sein Argument, daß sie dem überteuerten Urlaub ein halbes Jahr lang nachzahlen mußten, beeindruckte sie nicht. Eine halbe Stunde lang war es gestern abend zwischen ihnen laut und auch überraschend grob geworden. Dann war Ruth in ihrem Zimmer verschwunden, und er hatte aus Trotz und Ratlosigkeit noch einmal den Fernsehapparat eingestellt.

Wie fast jeden Abend blieb Herr Fuchs vor den Schaufenstern des Fotogeschäfts an der Ecke Eichwaldstraße stehen. Den neuen Besitzer des Fotogeschäfts kannte er nicht; früher hatte der Laden Herrn Lameyer gehört, bei dem sich Herr Fuchs vor zweiundzwanzig Jahren einmal Paßbilder hatte machen lassen. Herr Lameyer war vor ein paar Jahren gestorben, und ein junger Fotograf hatte den Laden übernommen. Der neue Inhaber machte auch noch Paßbilder, aber einen viel größeren Umfang nahm seine Arbeit als Porträtfotograf ein. In sein Geschäft kamen die jungen Brautpaare aus Bornheim und ließen sich das Bild ihres Lebens machen. In sein Geschäft brachten die Leute ihre Hunde und Katzen und Kinder und nahmen sie als großformatige, farbige Erinnerung wieder nach Hause. Die Hochzeitsfotos gefielen Herrn Fuchs besonders gut. Er sah gerne in die Gesichter dieser oft ganz jungen, kaum zwanzigjährigen Bräute. Die jungen Ehemänner überragten ihre Frauen normalerweise beträchtlich; und manchmal war es, als sei allein der Größenunterschied zwischen Mann und Frau ein Beweis für die Ernsthaftigkeit und Gutmütigkeit ihrer gemeinsamen Absichten. Deutsche Paare schauten gewöhnlich mit geradem, unbewegtem Blick in die Kamera. Ausländische Ehemänner hingegen, die nun schon häufig deutsche Mädchen heirateten, veranlaßten ihre Bräute, süßlich an ihnen hochzusehen und dabei eine Hand auf den gebeugten Arm des Bräutigams zu legen. Das Bild der gutwilligen Täuschung, das dadurch zustande kam, rührte

Herrn Fuchs manchmal so sehr, daß er die Fotos nicht so lange anschauen konnte, wie er eigentlich wollte. Schon öfter war es vorgekommen, daß ein junges Mädchen aus der näheren Umgebung, dessen Kindheit Herr Fuchs für kaum vergangen hielt, plötzlich als fertige Braut in diesem Schaufenster zu sehen war: am Arm eines aufopferungsvollen Italieners, Portugiesen oder Griechen. Bei solchen Gelegenheiten fühlte sich Herr Fuchs überfordert. Er konnte dann nur schwer fassen, daß inzwischen Menschen nachgewachsen waren, deren Entscheidungen und Lebenshaltungen er nicht mehr so recht einschätzen konnte. Oder war er einfach nur gerührt? Mit diesen Fragen beschäftigte er sich bei fast jedem Heimweg. Wahrscheinlich war der Alltag sowieso voller Rührung, die glücklicherweise in der Regel nicht bemerkt wurde, weil die Menschen dann vor allgemeiner Schwäche und Sentimentalität kaum noch richtig leben könnten. Herr Fuchs beeilte sich, rasch vor das Schaufenster eines Radio- und Fernsehgeschäfts zu kommen. Dort vergaß er gewöhnlich seine Rührung, weil ihn die technische Kälte der Geräte befremdete. Ruth und er besaßen keine teuren Geräte. Bis zum heutigen Tag hatten sie keinen Schallplattenspieler und keine Stereoanlage. Sie hatten einen Schwarzweiß-Fernsehapparat und ein Radiogerät, das noch aus den sechziger Jahren stammte, als sie ihre Wohnung einrichteten. Das Radio war ein brauner Kasten mit einer genoppten Lautsprecherbespannung und kleinen weißen Drucktasten auf der unteren Leiste, die damals,

ihrer Ähnlichkeit mit Klaviertasten wegen, als extravagant und schick galten. Schon längst wollten sie sich einen neuen Radioapparat kaufen, aber es kam nie dazu. Sie behielten das alte Gerät, weil es ein Gegenstand ihrer persönlichen Geschichte geworden war; damals, Ende der sechziger Jahre, hörten sie an eben diesem Radio gemeinsam die Frankfurter Hitparade, die jeden Donnerstag- oder Freitagabend gesendet wurde. Das einstündige Beieinandersitzen am Radio war so kitschig und doch so wirklich gewesen, so träumerisch und in seinen Folgen unausweichlich, daß das gemeinsame Hören und Sich-Anschauen wahrscheinlich einer der Gründe dafür wurde, warum sie später einander geheiratet hatten. Und nun, als Herr Fuchs vor dem Schaufenster des Radio- und Fernsehgeschäfts stand, erwog er immerhin, heute abend als Trost für den nicht stattfindenden Urlaub die Anschaffung eines Radios und eines Schallplattenspielers vorzuschlagen. Oder wäre ein guter Fotoapparat nicht besser? Herr Fuchs überlegte. Alle Fotos, die sie von sich und Anna hatten, waren im Laufe der Jahre von Freunden und Verwandten gemacht und ihnen dann geschickt worden. Sie hätten sich schon lange einen Fotoapparat kaufen können, aber sie waren beide nicht besonders geschickt als Fotografen, und sie hatten außerdem die Neigung, Pflege und Bedienung des Apparats immer vom anderen zu erwarten. Ruth hatte sogar einmal erwähnt, daß die Volkshochschule Kurse im Fotografieren veranstaltete, aber sie erwartete erneut, daß er, Eckhard,

den Kurs besuchen und sich überhaupt für das Fotografieren zuständig fühlen sollte. Am Ende all seiner Überlegungen stand wieder einmal der Entschluß, weder den Kauf eines Radios noch den eines Fotoapparats zu Hause vorzuschlagen. Eckhard befürchtete, daß Ruth solche Anschaffungen als Trost für den gestrichenen Urlaub durchschaute und nicht billigte. Mit uralter Christlichkeit würde sie ihn dann anschauen und dafür bestrafen, daß er auf solche unsauberen Tricks verfiel.

Als er die Wohnungstür im dritten Stock öffnete, war es genau sechs Uhr. Anna saß im Wohnzimmer vor dem laufenden Fernsehapparat und rührte sich nicht. Das bedeutete, daß sich Anna einen Film ansah, der ihre Gefühle in Anspruch nahm. Sonst nämlich, etwa bei Zeichentrickfilmen, unterbrach sie das Zuschauen und begrüßte ihren Vater im Flur. Weil er wiederum wußte, daß sie bei Gefühlsfilmen sich nicht gerne stören ließ, betrat er nicht das Wohnzimmer. Ruth war in der Küche beschäftigt und kam ebenfalls nicht in den Flur. Das war kein gutes Zeichen. Andererseits schloß er aus den Geräuschen, daß sie einen Salat zubereitete, und das war wiederum ein gutes Zeichen. Ein Salat war eine Art Zugabe, der eine gegebene Mißstimmung wieder halb aufheben sollte. Eckhard legte den Mantel ab und zog sich in sein Zimmer zurück. Bis das Abendbrot auf dem Tisch stand, verging noch mindestens eine Stunde. Er öffnete das Fenster; die Luft draußen war schon angenehm weich, bald mußte es Frühling sein. Er sah gerne aus dem Fenster, wenn er kurz

zuvor nach Hause gekommen war. Für Augenblicke entstand dann das Gefühl, daß die Wohnungen gar nicht eindeutig von den Straßen getrennt waren. Herr Fuchs beobachtete eine ältere Frau in einem anderen Fenster, die den Fall ihrer Gardinen ordnen wollte. Es gab da gar nichts zu ordnen; die weißen, ein wenig durchsichtigen Gardinen hingen gleichmäßig gewellt hinter den Scheiben, aber die Frau warf und schob die Gardinen trotzdem immer wieder herüber und hinüber. Herr Fuchs erkannte die Umrisse der Frau hinter den Gardinen, und je länger er ihr zusah, desto weniger konnte er sie begreifen. Diese sinnlose Harmonie im Fenster! Besonders die immerzu hochgestreckten Arme, mit denen die Frau gleichsam in die Quellen des Falls griff, sahen aus der Ferne absonderlich und unpassend aus. Endlich war die Ordnung hergestellt! Das Fenster sah nun aus wie etwas Unberührbares, und erst jetzt fiel Herrn Fuchs auf, daß eigentlich fast alle Fenster so aussahen wie dieses. Es waren Schreine der Normalität, die hinter den Fenstern zu Hause war, und die makellosen Gardinen waren Zeichen der Harmlosigkeit und der Ruhe. Eben trat aus einem der Häuser auf der Gegenseite ein halb betrunkenener Mann, den Herr Fuchs schon oft beobachtet hatte; es war ein Mann in mittleren Jahren, der abends noch einmal das Haus verließ, um sich am Kiosk an der Ecke ein paar Flaschen Bier für den Abend zu holen. Tag für Tag war der Mann bekleidet mit einer grauen Wollweste, die er offenbar überhaupt nicht mehr ablegte; frierend und zitternd schlurfte er in Pantoffeln zum Kiosk,

in der linken Hand den Schlüsselbund, in der rechten eine leere Plastiktüte für die Bierflaschen. Über die Verhältnisse dieses Mannes wußte Herr Fuchs nichts; offenbar hatte er jemanden, der ihm erlaubte, sein Leben auf Bierholen und Biertrinken einzuschränken. In diesem Augenblick brachte Herr Fuchs den erbarmungswürdigen Anblick des Alkoholikers (Diese klebrigen Haare! Das lümmelnde Gehen! Diese hängenden, traurigen Schultern! Das labbrige Gesicht! O Gott!) in Zusammenhang mit den ordentlichen Gardinen, hinter denen sich eben doch nicht die Normalität verbarg; im Gegenteil, die ruhig und ordentlich gemachten Fenster mußten die Unaufräumbarkeit des Lebens wenigstens nach außen hin vertuschen. Eben erfaßte ihn ein Bedauern mit dem Leben des Alkoholikers, da betrat Anna das Zimmer, kam zu ihm und faßte ihn an der Hand. Sie hatte ein heißes Gesicht, wahrscheinlich hatte der Fernsehfilm sie aufgeregt. In der linken Hand hatte sie ein Bildchen, das ein Rehkitz im Wald zeigte. Sie liebte das Bild wie etwas Leibhaftiges: Sie rieb es an ihrer Wange.

Eckhard schloß das Fenster und setzte sich in seinen Sessel. Anna kletterte auf ihn, sorgsam darauf achtend, daß dem Bild nichts zustieß. Als sie auf seinen Knien saß, sagte sie: Soll ich dir einen Witz erzählen? Eckhard stöhnte ein wenig vergnügt auf, weil er glaubte, sie werde ihm zum hundertsten Mal den Witz von den beiden Kühen auf der Wiese erzählen. Muh, sagte die erste Kuh. Komisch, antwortete die zweite Kuh, das wollte ich auch gerade

sagen. Nein! Nicht der mit den Kühen, rief Anna, ich weiß einen neuen. So, sagte der Vater, dann erzähl ihn. Also, paß auf, sagte sie. Fritzchen fliegt mit seinem Vater im Flugzeug. Nach einer Weile muß Fritzchen aufs Klo, und er fragt seinen Vater: Gibt es denn hier kein Klo? Mach doch einfach zum Fenster hinaus, sagt der Vater. Und Fritzchen geht zum Fenster, macht es auf und ruft hinunter: Achtung! Kopf weg! Unten aber, sagte Anna, verstehen die Leute: Achtung! Kotelett! Und weil sie nicht richtig verstanden haben, was Fritzchen gerufen hat, holen sie ihre Pfannen aus den Schränken und halten sie in die Luft. Dann kriegt einer die Kacke in die Pfanne und ruft zum Flugzeug hoch: Du Hund! Fritzchen oben im Flugzeug versteht aber: Noch ein Pfund!

Anna lachte mit einer derartigen Lust, daß sie nach vorn fiel auf die Brust von Eckhard. Auch er lachte, allerdings nicht über den Witz, sondern über das Wiederhören des Witzes, den er selbst aus seiner Kindheit kannte. Wenig später wollte Anna Papier zum Malen von ihm haben. Er nahm ein paar Bogen aus seiner Schreibtischschublade und gab sie ihr. Sie setzte sich an den Schreibtisch und malte wieder das Bild, das sie schon so oft gemalt hatte. In die Mitte des Blattes setzte sie einen Baum, obendrüber eine große gelbe Sonne, der sie ein breit lachendes Gesicht einmalte. Auf die linke Seite zeichnete sie wie immer einen Schmetterling ein, auf die rechte Seite einen Vogel. Vor ein paar Wochen hatte sie ihn gefragt, ob Vögel auch Ohren hätten, und seither malte sie in den Kopf des Vogels immer

zwei weitere Pünktchen ein. Sie zeigte ihm das Bild. Weißt du, was die Sabine gemacht hat? fragte sie. Sabine hat zwei abgefallene Blätter mit nach Hause genommen, hat sie abgemalt und hat sie an ihre Eltern verkauft. So, sagte Eckhard. Würdest du ein von mir gemaltes Bild kaufen? fragte sie. Ich weiß nicht, sagte er, es kommt auf das Bild an. Ob es schön ist? fragte Anna. Ja, sagte er. Also was würdest du für ein schönes Bild zahlen? Zwanzig Pfennig, sagte er, für ein wirklich gutes Bild dreißig Pfennig. Das ist aber wenig für soviel Arbeit, sagte sie. Dann darfst du es mir eben nicht verkaufen, sagte er. Aber ich will doch auch Geld verdienen, sagte sie. Dann mußt du dir jemand suchen, der dir mehr zahlt als ich, sagte er. Die Mami vielleicht? fragte sie; aber die Mami will nie etwas bezahlen, die will alles immer umsonst haben. Darüber mußten sie beide lachen.

Ruth hatte inzwischen den Tisch gedeckt. Eckhard war hungrig, Anna ebenfalls. Er spürte, daß Ruth ihm immer noch aus dem Weg ging. Sollte er in die Küche gehen und Ruth betont munter begrüßen, als hätten sie sich gestern abend nicht gestritten? Aber er wollte auch nicht so tun, als beabsichtigte er, eine kritische Lage künstlich in Wohlgefallen aufzulösen. Ein wenig mühsam, fast vorsichtig setzte er sich an den Tisch. Ruth erschien und stellte den Salat auf den Tisch. Sie sah Eckhard flüchtig an, sagte aber nichts. Noch einmal ging sie in die Küche, um die Teekanne zu holen. Anna setzte sich auf ihren Platz. Ruth schenkte Eckhard und sich Tee ein und legte Anna

eine Scheibe Brot auf den Teller. Es wurde nicht gesprochen an diesem Abend.

Ruth hatte sich in den letzten zwanzig Jahren kaum verändert; sie war älter und ein wenig rundlicher geworden, aber ihr äußeres Erscheinungsbild wies all jene Züge auf, die schon in ihren Jugendjahren für sie charakteristisch gewesen waren. Noch immer trug sie eine Art Bubikopffrisur mit Mittelfransen, die ihre hohe Stirn verdecken sollten. Schwer und strähnig setzten ihre dunkelbraunen Haare auf den Schultern auf. Mittelpunkt des Gesichts war der schön geformte Mund mit den heute füllig gewordenen Lippen. Und wie vor zwanzig Jahren trug sie einen dunkelbraunen, sie nannte es: erdfarbenen Pullover, der ihre Körperformen angenehm beiläufig sowohl betonte als auch verschwieg.

Eckhard spürte, daß Anna ihn wieder beim Essen beobachtete. Alles merkte sie sich, wie er Tomaten aufschnitt und aussaugte, wie er das Brot in der Hand hielt und wie er die Butter verstrich. Ruth sah schmerzlich und schön aus. Obwohl sie nichts sagte, hörte er die Rede, die sie hielt. Das kannst du mir und uns nicht antun, sprach sie, und er hörte es. Der Sommerurlaub gehört zu unserer Geschichte wie wir selbst, sagte sie nicht, und er hörte es. Soll ich dir Salat geben? fragte sie endlich. Ja, gerne, sagte er. Das Kind zerschnitt eine Gurke und fuhr mit den Gurkenscheiben auf dem Teller umher wie mit Figuren auf einem Brettspiel. Draußen war es tief dunkel. Wann hast du morgen früh Schule? fragte er. Um neun erst, rief das Kind.

Hast du deine Schulaufgaben gemacht? fragte er, und Anna nickte. Ruth spürte, wie unbeholfen seine Unterhaltungsversuche waren, aber sie griff nicht ein. Wenn du trinkst, sagte Anna zu ihm, weißt du, was du dann immer machst? Nein, sagte er. Wenn du die Tasse an den Lippen hast, sagte Anna, und du hebst sie nach oben, dann ziehst du immer die Augenbrauen ganz hoch, so hoch du kannst. Ist das wahr? fragte er. Ja, jedesmal machst du das.

Eckhard wollte recht bald vom Tisch wegkommen. Es gab Abende, die nur im eigenen Zimmer auszuhalten waren. Anna war aufgestanden und zog sich aus. Gehst du schon ins Bett? fragte er. Nein, ich will nur schon den Schlafanzug anziehen, sagte sie. Auch Ruth erhob sich. Bist du fertig? fragte sie. Ja, antwortete er so weich er konnte.

Ruth räumte den Tisch ab, Eckhard drehte sich zur Seite und nahm die Zeitung, die auf einem kleinen Wandschränkchen lag. Anna kam aus ihrem Zimmer und legte das Monopoly auf den Tisch. Ich weiß schon, du spielst nicht mit mir, sagte Anna. Eckhard wunderte sich über diese Äußerung und sah seine Tochter an. Du weißt, sagte er, daß Monopoly ziemlich lang dauert und daß du spätestens in einer halben Stunde im Bett liegen sollst. Er verschwieg, daß er Monopoly nicht gerne spielte. Auch Ruth spielte es nicht gern, obwohl sie es gekauft hatte. Wahrscheinlich hatte sie nicht gewußt, um was es sich dabei handelte. Die langweiligen Puzzles und Würfelspiele rührte Anna immer seltener an. Aber Eckhard konnte sich nicht damit anfreunden, mit einem achtjährigen Kind den

Verkauf von Grundstücken oder Hypotheken zu spielen. Entschlossen breitete Eckhard die Zeitung auf dem Tisch aus. Anna trug das Monopoly in ihr Zimmer und kam mit einer Menge Kissen und Decken zurück. Sie kroch damit unter den Tisch und begann ihr Hausspiel. Es bestand lediglich darin, den Unterraum des Tisches in ein Haus zu verwandeln. Ruth hatte sich vor den Fernsehapparat gesetzt und hörte die Nachrichten. Anna holte eine Menge ihrer Stofftiere und erklärte ihnen, wo sie künftig wohnten: unter dem Tisch. Zwei der Tischseiten verhängte sie mit Woldecken, und auf dem Boden breitete sie ihr eigenes Plumeau aus. Zum Schluß legte sie sich zu ihren Stofftieren in das Tischhaus und begann, mit dem Finger Zahlen auf die Beine von Eckhard zu malen, die er raten sollte. Leise flüsterte er die Zahlen unter den Tisch, und es wurde rasch ein neues Spiel daraus. Jeden Tag sterben auf der ganzen Welt sehr viele Menschen, nur wir nicht, sagte Anna. Wahrscheinlich galt der Satz den Fernsehnachrichten, die zu ihnen herüberdrangen.

Herr Fuchs liebte das Kind, und wenn er es selbst bemerkte wie in diesen Augenblicken, dann verwendete er Annas Kosenamen: Schwälbchen, ich glaube, du mußt langsam ins Bett. Anna stöhnte. Ich habe doch gerade eben mein Haus gemacht, sagte sie. Na gut, sagte er, noch eine Viertelstunde, aber dann will ich nichts mehr hören. Nie darf ich aufbleiben, sagte sie. Das stimmt nicht, antwortete er; übermorgen ist Samstag, dann darfst du wieder aufbleiben. Das Wort Schwälbchen hatte Herr Fuchs vor

zwanzig Jahren als Bezeichnung für Ruths Geschlechtsorgan erfunden. Wenn sie zusammen geschlafen hatten, standen Ruths Schamlippen wie die beiden Flügel eines kleinen Vogels noch eine Weile aufrecht auf ihrem Geschlecht, und es war am ehesten eine Schwalbe, die diesem Anblick glich. Ruth fand Gefallen an dieser Bezeichnung, und einige Jahre lang war das Wort häufig zwischen ihnen zu hören gewesen. Dann, nach sechs oder sieben Jahren, war das Wort ein Kosenamen für Ruth selbst geworden, und als solches war es wieder einige Jahre lang in Gebrauch. Nun endlich, seit Annas Geburt, benutzten sowohl Ruth als auch Eckhard das Wort nur noch als Kosenamen für Anna. Anna wiederum nannte ein ihr besonders liebenswertes Stofftier, einen Igel, inzwischen ebenfalls Schwälbchen. So, rief Eckhard unter den Tisch, jetzt ist es aber Zeit für dich! Ohne Widerspruch begann Anna, die Kissen und Decken wieder einzusammeln. Zwei Bären, ein Eichhörnchen, einen Esel, einen Hund, den Igel und eine Puppe bettete sie nebeneinander auf ihr Kopfkissen. Dann schüttete sie ein Säckchen Glasmurmeln in ihr Bett und verteilte sie. Erst dann stieg sie selbst in das Bett und kicherte sofort über die Berührungseffekte, die die Murmeln unter ihrem Körper anrichteten. In zehn Minuten mache ich das Licht aus, sagte Eckhard.

Wenig später war auch Eckhard in seinem Zimmer. Es war erst halb neun, aber merkwürdigerweise war er bereits müde. Er stellte sich an das Fenster und sah die Straße hinunter. Manchmal geschah etwas, manchmal auch nicht,

und manchmal vergaß er dabei, daß die Zeit seines eigenen Lebens verging. Warum nur war er so müde in letzter Zeit? Früher, vor fünfzehn, ja, noch vor zehn Jahren hatten Ruth und Eckhard alle Probleme, die sie miteinander hatten, zusammen besprochen, und sie hatten nicht bemerkt, daß dieses leichte, fast mühelose Verstehen nur deshalb funktionierte, weil sie am Beginn ihrer Ehe eben nur harmlose, fast milde Konflikte zu bewältigen hatten. Erst in den letzten Jahren hatten sie die Erfahrung machen müssen, daß der Fortlauf des Lebens insgesamt eine Veränderung mit sich brachte, die sich nicht mehr durch eine Erörterung beseitigen ließ, ja, die sich einer Erörterung überhaupt entzog. In diesen Augenblicken zum Beispiel hatte Eckhard wieder die Vorstellung, daß hinter seiner Urlaubsunlust der Wunsch steckte, seine Familie überhaupt loszuwerden. Und weil dies nicht möglich war, hatte sich sein Wunsch in eine alltägliche Besorgnis umgewandelt, die finanzielle Erwägungen vorschützte, um nicht offenbaren zu müssen, daß er seiner Familie überhaupt nichts mehr gönnte: keinen Urlaub, keinen Frieden, keine Freuden; alles gestrichen. Dieser Gedanke war ungeheuerlich und unerträglich, aber nicht unwirklich. Es war klar, daß er all diese Überlegungen für sich behalten mußte. Aber wie sollte er sich solche Gedanken erklären? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich an das Fenster zu stellen und auf das Gefühl zu warten, daß er soeben einer unerklärbaren Phantasie zum Opfer gefallen

war. Der Erklärungsrückstand wurde eben immer größer, aber das Leben selbst ging frech und fremd weiter.

In einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses wurde eine Frau sichtbar, die Herr Fuchs schon öfter gesehen hatte. Es war eine jüngere, dunkelhäutige Ausländerin. Sie stand hinter der Fensterscheibe und telefonierte. Den Hörer hielt sie mit der linken Hand, und mit der rechten spielte sie an der Telefonschnur. Mit ihrem kleinen Körper brachte sie nur eckige, nervöse Bewegungen zustande. Wieder bemerkte Herr Fuchs, daß sich seine eigene Unruhe legte, wenn er die Unruhe einer fremden Person betrachtete. Und jetzt endlich gelang es Herrn Fuchs auch, bedeutungslosen Geschehnissen zuzuschauen, zum Beispiel einem Mann, der sich an einem Zigarettenautomaten schräg gegenüber eine Schachtel zog und weiterging. Meistens waren es junge Autofahrer, die anhielten und rasch an den Automaten hasteten. Ältere Autofahrer blieben in ihren Wagen sitzen und ließen ihre Frauen aussteigen. Am schönsten waren huschende Nachbarn, die spät nachts noch einmal Zigaretten brauchten, weil sie während des Fernsehens ihre Schachtel leergeraucht hatten. Oft waren die Leute schon halb ausgezogen, das Hemd hing ihnen hinten heraus, und wenn es Frauen waren, verloren sie oft einen Hausschuh und mußten mit zitternden Zehen mitten in der Nacht ihre vertraute Hausschuhöffnung suchen.

Im Flur klingelte das Telefon. Das konnte nur Eckhards Mutter sein. Er wartete, bis es zum zweitenmal geklingelt

hatte, dann nahm er den Hörer. Eckhard, sagte mit leiser Stimme die Mutter. Ja, ist was? Ich habe Sorgen mit unserem Vater, sagte sie. Warst du heute im Krankenhaus? fragte er. Ja, antwortete sie, ich habe mit dem Arzt gesprochen, und es sieht nicht gut aus. Sollte Vater das Krankenhaus nicht bald verlassen? fragte er. Ja, sagte sie, aber es geht nicht, vielleicht geht es überhaupt nicht mehr. Sie begann leise zu weinen. Warum? fragte er. Der Arzt sagt, der Vater wird ein Pflegefall, und ich soll mich jetzt schon mit der Gemeindeschwester verständigen, damit sie mir hilft, wenn er nach Hause kommt. Also kommt er doch nach Hause? fragte Eckhard. Nein, sagte die Mutter, vorerst ist damit nicht zu rechnen, aber wenn er doch noch einmal entlassen werden sollte, wird er mit Sicherheit ein Pflegefall werden, und dann brauche ich die Gemeindeschwester. Ach so, machte er, als sei der Zustand des Vaters dadurch besser geworden. Aber er wird auch nicht mehr lange ein Pflegefall sein, sagte die Mutter, die Sklerose macht ihn kaputt. Ist es schlimmer geworden? fragte er. Alles wird schlimmer, sagte sie, von Tag zu Tag, aber er meint, daß er bald entlassen wird. Dann wird er aber aufräumen, sagt er immer. Die Mutter schluchzte, und Eckhard schwieg. Als ich gestern bei ihm war, hat er mich weggeschickt, sagte sie; geh weg, geh doch weg, hat er gesagt, er wird rabiät gegen mich; einmal hat er behauptet, ich hätte ihm seinen Rasierapparat nicht gebracht, und als ich ihm widersprochen habe, hat er gesagt, ich laß mich scheiden, ich laß mich scheiden. Dann habe ich ihm den

Rasierapparat vor sein Gesicht gehalten, damit er ihn mit eigenen Augen sah. Erst dann hat er aufgehört, mich zu beschimpfen. Es ist schrecklich, sagte sie; ich weiß bald nicht mehr, wie ich das noch aushalten soll. Besuchst du ihn am Wochenende? Ich habe es jedenfalls vor, sagte Eckhard. Er freut sich sicher, sagte sie; du kannst ja mit mir gehen, dann ist es für dich einfacher. Ist gut, sagte er.

Eckhard wunderte sich, daß ihn die schlechten Nachrichten über seinen Vater nicht tiefer beunruhigten. Auf dem Rückweg in sein Zimmer löschte er bei Anna, die inzwischen schlief, das Licht und zog die Tür ihres Zimmers zu. Seit drei Wochen war der siebzigjährige Vater von Eckhard nun schon im Krankenhaus. Ein halbes Jahr zuvor hatte ihn der erste Schlaganfall getroffen; er hatte den linken Arm und die Schulter gelähmt. Nur zwei Monate später war schon der zweite Schlaganfall da, drei Monate später der dritte, von dem die Ärzte sagten, daß er der schwerste sei. Danach war er ins Krankenhaus gekommen. Eckhard hatte noch kein Gefühl dafür ausgebildet, daß sein Vater möglicherweise bald nicht mehr lebte. Er besuchte ihn einmal wöchentlich, in der Regel Samstag nachmittags und allein. Wenn er im Krankenhaus war, hatte Eckhard den Eindruck, alle Leute könnten ihm am Gesicht ansehen, daß er nicht gerne ins Krankenhaus ging. Vielleicht lag es auch nur am Eifer der Mutter, die sich bemühte, ihm den Krankenhausbesuch leichter zu machen. Wenn sie mit ihm ging, dann war er von den Aufgaben einer aktiven Verständigung mit dem Vater weitgehend entbunden. Es

gefiel Eckhard, daß der Vater die Mutter aus dem Krankenhaus geschickt hatte. Eckhard stellte sich vor, daß sich der Vater damit endlich gegen die Zumutung wehrte, daß eine andere Person ein Leben lang Vertrauen in ihn gehabt hatte. Und er hatte dieses Vertrauen nicht enttäuscht, was ihn allerdings einen lebenslangen Kampf gekostet hatte, auf den er nun, bevor *er* aus dem Leben schied, noch einmal kurz und bitter zu sprechen kommen wollte. Eigentlich war Herr Fuchs müde. Er hätte sich ins Bett legen können, aber das wollte er nicht. Noch immer hatte er das Bedürfnis, ein wenig später als Ruth zu Bett zu gehen. Dieses Bedürfnis mußte ein Rest der alten kindischen Idee sein, daß ein Mann jederzeit seine Frau beschützen mußte. Und wenn er sie beschützen wollte, durfte er nicht unachtsam vor ihr einschlafen. Einmal hörte er, wie Ruth sich erhob und mit schnellen Schritten ins Badezimmer ging. Er hörte sie hantieren, aber was sie eigentlich machte, wußte er nicht. Sie blieb auch nicht lange, dann setzte sie sich wieder vor den Fernsehapparat. Vor zwanzig Jahren, als Eckhard und Ruth als junges Paar gemeinsam ins Kino gingen, hatte er sich eineinhalb Stunden lang fürchterliche Bedrohungen ausgedacht, die plötzlich im dunklen Kino auf sie zukamen, und Eckhard war es natürlich gelungen, Ruth zu beschützen und jede einzelne Drohung von ihr abzuwenden. Später hatte ihm Ruth einmal gestanden, daß sie ihn gar nicht so gerne im Kino dabei gehabt hatte. Zuvor nämlich, als sie Eckhard noch nicht kannte, hatte sie die Angewohnheit gehabt, im

Kino ausführlich zu heulen, weil die Filmereignisse sie so sehr mitgenommen hatten. Seit er aber mit dabei war, unterdrückte sie das Heulen; oft sah sie sich ein paar Tage später den Film noch einmal an, und zwar alleine, damit sie endlich ungestört heulen konnte.

Diese Stille in der Wohnung! Eckhard stellte das alte Radio an, das in seinem Zimmer stand, und versuchte, ein Konzert zu erwischen. Es störte ihn der Anblick zweier Kugelschreiber, die in seinem Zimmer herumlagen, einer auf dem Nachtschränkchen, der andere auf dem Schreibtisch. Wie oft wunderte er sich über diese wahrscheinlich gar nicht mehr funktionierenden Kugelschreiber, die dennoch niemand wegwarf. Tatsächlich gelang es Eckhard, im Radio ein sanftes Klavierkonzert zu finden. Trotzdem schob er sich noch einmal die Zeitung auf den Schoß und blätterte sie nachlässig durch. Heute morgen, im Büro, hatte er in der Zeitung eines Kollegen einen Bericht über einen Millionendiebstahl auf dem Flughafen gelesen. Der Dieb hatte sich die Uniform eines Flughafenangestellten beschafft und war damit ungehindert an einen vollen Geldsack herangekommen, den er ohne Schwierigkeiten in sein Privatauto transportieren und damit wegfahren konnte. Minutenlang hatte sich Herr Fuchs über diesen gelungenen Coup gefreut. Nun aber, elf Stunden später in seiner Wohnung, las er einen anderen Bericht über die Ergreifung eines Täters, der eine Bank überfallen hatte und dabei von einem Angestellten so lange festgehalten wurde, bis die Polizei

eintraf. Herr Fuchs spürte, daß er sich über die Ergreifung des Bankräubers ebenso sehr freute wie über die gelungene Flucht des Flughafendiebs. Natürlich machte er sich sogleich gerne Vorwürfe, denn derartige Widersprüche ließ er sich nicht gerne durchgehen. Zum Glück gab es Klavierkonzerte im Radio. Verwirrt lehnte sich Herr Fuchs in den Sessel zurück und lauschte den Tönen. Leider war das Konzert, eine Live-Übertragung, schon bald zu Ende. Das Publikum spendete viel Beifall; Herr Fuchs bedauerte, daß er nicht auch im Konzertsaal saß und nicht auch klatschen konnte. Er erhob sich und legte die Zeitung weg. Nun war er wirklich müde und wollte zu Bett gehen. Nach einer Weile hörte sich der Beifall im Radio wie leise prasselnder Regen an. Herr Fuchs war so überrascht über diese Verwechslung, daß er für ein paar Augenblicke noch einmal hellwach wurde. Regnete es in sein Zimmer? Er schaute sogar aus dem Fenster. Nein, es regnete nicht. Müde schaltete Herr Fuchs das Radio ab und zog sich aus.

Der Samstagmorgen zwei Tage später begann ruhig und freundlich. Eckhard schlief bis halb neun, und als er im Schlafanzug ins Wohnzimmer kam, sah er Ruth und Anna am Tisch sitzen und frühstücken. Ist noch Kaffee da? fragte er. Ja, es reicht, sagte Ruth, setz dich. Über diese gelassene Aufnahme in seiner Familie war er so gerührt, daß er sich noch nicht einmal die Zähne putzte, sondern gleich am Frühstückstisch Platz nahm. Ich habe mir etwas überlegt, sagte Ruth freudig, und zwar habe ich mir überlegt, wie

wir trotzdem in Urlaub fahren können. Wir müssen ja nicht immer in den Süden, wir können auch einmal in den Norden, sagte sie. Sicher, sagte Eckhard. Wie ist es eigentlich mit Dänemark? In Dänemark, sagte er, ist es kalt. Im Sommer auch? fragte Anna. Auf jeden Fall ist es sehr windig, sagte Eckhard. Aber wir könnten gut mit dem Auto hinfahren, es ist nicht so weit wie Italien oder Spanien, sagte Ruth. Das stimmt, sagte er. Du redest, als wärst du schon einmal dort gewesen, sagte Ruth. In Dänemark nicht direkt, sagte er, aber in der Nähe, an der deutschen Nordsee, auf einer kleinen Insel. So? machte Ruth, das weiß ich ja gar nicht, wann denn? Tja, antwortete Eckhard gespielt vieldeutig, da kannte ich euch alle noch gar nicht. Und wo war ich da? fragte Anna und sah von ihrem Brötchen auf. Wahrheitsgemäß sagte Ruth zu Anna: Du warst noch nicht auf der Welt. Eckhard goß sich eine zweite Tasse Kaffee ein. Jedenfalls werde ich heute Dänemark-Prospekte besorgen, sagte Ruth.

Wie immer fuhr Ruth das Kind samstags mit dem Auto in die Schule. Anna beeilte sich, mit dem Frühstück fertig zu werden, weil Ruth schon die Einkaufstaschen bereitstellte und ihre Handschuhe suchte. Der Samstagmorgen war für Eckhard die einzige Möglichkeit, in der Wohnung allein zu sein. Wie immer freute er sich über diese Aussicht, aber kaum waren Ruth und Anna gegangen, kam er sich fast verlassen und vergessen vor. An diesem Morgen stellte er sich sogar an das Wohnzimmerfenster, um Ruth und Anna nachzublicken. Gewöhnlich parkte Ruth das Auto auf der

anderen Straßenseite, und dort stand es auch heute. Ruth blickte in beide Verkehrsrichtungen und zog dann die noch müde Anna an der Hand hinter sich her. Plötzlich stellte er sich vor, daß es genau so aussehen würde, wenn Ruth ihn eines Tages für immer verließ. Ob eine Frau zum Einkaufen geht oder ob sie ihre Familie verläßt, ist an ihrem Gang nicht zu erkennen, überlegte Eckhard. Und er überlegte weiter, ob sie das Auto benutzen würde oder nicht. Wahrscheinlich nicht, dachte er, sie würde das Auto mir überlassen, schon aus Boshaftigkeit, weil sie genau weiß, daß es für mich eine zusätzliche Qual wäre, mit einem immer länger stehenbleibenden Auto fertig zu werden. Eckhard hielt den Schrecken seiner Vorstellungen eine Weile aus, und wie zum Trost stellte er sich anschließend das genaue Gegenteil vor: wie Ruth nach langer Abwesenheit zu ihm zurückkam und wie er gerade wieder am Fenster stand und jeden Meter ihrer Rückkehr mit unerhört aufsteigender Freude hinter der Fensterscheibe erlebte.

Still kehrte er an den Frühstückstisch zurück und trank seinen Kaffee aus. In der Wohnung war es schön warm, und er entschloß sich, noch eine Weile im Schlafanzug umherzugehen. Auf dem Frühstückstisch vermißte er den Honig, und er ging in die Küche, das Honigglas zu holen. Leider gab es gar keinen Honig, sondern nur Marmelade, und die mochte er nicht. Da sah er, von der Küche aus, in das offene Fenster eines Hinterhofschlafzimmers auf der anderen Seite des Schachts. Eine ältere Frau lüftete den